

Marie Kristin
Rodewald
Kirsten Maack

Auf einen Milchkaffee mit ...
Rolf Lindner

Rolf Lindner ist Kulturanthropologe und Stadtforscher. Vor seiner Emeritierung lehrte er am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, im Wintersemester 2012/13 vertrat er die W3-Professur am Hamburger Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie.

vokus: Wenn Sie an Ihre Studienzzeit denken, woran erinnern Sie sich?

Rolf Lindner: Oh Gott, jetzt kommt die Geschichte wieder mit dem Soziologen, der im Fach gelandet ist (lacht) – das hat mich sehr lange verfolgt. Ich bin ja von meinem Studium her Kulturosoziologe und habe an der FU studiert. Mein wichtigster Einfluss war Wolf Lepenies, der spätere Rektor des Wissenschaftskollegs in Berlin. Bei dem habe ich auch promoviert und habilitiert.

Ich war sehr unzufrieden in den 70er Jahren mit der Soziologie, nicht mit Lepenies, aber mit dem, was da ansonsten gemacht wurde und was vor allem nicht gemacht wurde. Man galt sehr schnell als reaktionär, wenn man Kulturosoziologie machte. Man machte damals vor allem Politische Ökonomie und Klassenanalyse und sich um Kultur zu scheren, das war schon fast dekadent. Und deshalb habe ich geguckt, wo ich mich eigentlich besser wieder finde. Ich war zu der Zeit in der Redaktion von *Ästhetik und Kommunikation*. Dort hatten wir zum ersten Mal in Deutschland das *Center for Contemporary Cultural Studies* – das CCCS in Birmingham – vorgestellt. Ich habe mit Stuart Hall ein Interview geführt und wir haben ein Spezialheft über Cultural Studies herausgegeben. Das war eine Richtung, die mir sehr gut gefallen hat. Cultural Studies gab es in Deutschland nicht. Aber etwas sehr Ähnliches wurde in Tübingen in der Empirischen Kulturwissenschaft gemacht, die ja auch ganz ähnliche Themen wie das CCCS zur selben Zeit für sich entdeckte. Allerdings wussten sie nicht von einander. Die Birminghamer sowieso nicht von Tübingen, aber auch die Tübinger nicht vom CCCS. Und so habe ich mich dann mehr und mehr zur Volkskunde bzw. zur Empirischen Kulturwissenschaft hin orientiert.

Und wie sind Sie dann schließlich zur Stadtforschung gekommen?

In Berlin kommt man wohl nicht daran vorbei, sich mit der Stadt zu beschäftigen. Zunächst kam das aber durch meine Beschäftigung mit Robert Park. Mich haben immer Personen interessiert, die nicht so eindeutig akademisch waren, die nicht so den straighten Weg gegangen sind. Robert Park war ungefähr zwölf Jahre lang Reporter und

Redakteur in New York, Chicago, Detroit usw. Er hat also eigentlich einen unakademischen Weg bestritten, danach noch einmal studiert, auch ein Semester bei Simmel in Berlin. Er ist dann mit 50 Jahren Professor für Soziologie geworden – mit diesem ein Semester bei Simmel als soziologische Ausbildung. Über diese Figur bin ich zur Stadtforschung gekommen. Ich habe mir überlegt, wie er zum Kopf der Stadtforschung wurde, ohne Soziologie studiert zu haben. Und mir wurde klar: Das hatte er als Reporter gelernt. Die Reporter waren Ende des 19. Jahrhunderts die besten Stadtkenner in den USA. Man konnte sehen, dass all die Sachen, die Robert Park in Chicago mit seinen Studenten gemacht hat, Äquivalente dessen waren, was er als Reporter und Redakteur betrieben hatte – er hatte sein Rüstzeug tatsächlich aus seiner Herkunft als Reporter. Das hat mich interessiert. Und dann hat mich insgesamt interessiert, was das eigentlich für Gestalten sind, die die Stadt erforschen. Und da zeigt sich, dass die Stadt das Labor des modernen Menschen ist. Auch der Detektiv ist in der Stadt entwickelt worden. All dieses Forschen und Erforschen – auch Spionieren – ist in der Stadt erfunden worden. Die Größe und Anonymität macht es möglich, Recherchen zu betreiben. Andererseits bringt die Stadt viel Verschiedenes und Spezifisches hervor, da macht es dann auch Sinn, so etwas zu erforschen. Ob jetzt als Reporter oder als Ethnograph. Ich hatte also einen verqueren Zugang zur Stadtforschung (lacht). Nicht über die Stadtsoziologie – die habe ich immer skeptisch betrachtet, denn da kamen keine Menschen vor, da ging es nur um Strukturen und Prozesse. Oft ist es auch das Interesse am Exotischen. Zunächst einmal tritt der normale Stadtbürger in vielen Forschungen überhaupt nicht auf. Es sind immer die Abweichenden, die Aussätzigen, wenn man so will. Da schwingt ein hohes Interesse der jeweiligen Forscher an den außergewöhnlichen Gestalten mit und der normale Stadtbewohner kommt zunächst einmal überhaupt nicht vor. Das ist natürlich auch ein Problem der Stadtforschung. Aber es zeigt sehr deutlich, aus welchem Geist heraus so etwas entstanden ist und das ist mir schon wichtig. Was gucken wir uns eigentlich an? Woher kommt unser Interesse am Exotischen? Das wir eben so etwas interessant finden und nicht den Otto Normalbürger hat natürlich viel mit unserem eigenen Hintergrund zu tun. Wir wollen unseren eigenen Hintergrund nicht verdoppeln, dann hätte man auch zu Hause bleiben können, dann hätten wir keine Ethnographen und Ethnographinnen gebraucht. Dann hätten wir gesagt: »So, Papa, jetzt gib' mal ein Interview!«

Gibt es auch noch eine Feldforschung, die Sie immer mal machen wollten, aber aus den unterschiedlichsten Gründen nicht realisiert haben?

Das gibt es mit Sicherheit. Aber es war es auch nicht zufällig, dass ich den Aufsatz *Die Angst des Forschers vor dem Feld* geschrieben habe. Das ist schon eine Art Mutprobe, bei einem Haus zu klingeln und vorstellig zu werden. Ich hätte auch niemals mein Geld mit Arbeit als Vertreter verdienen können. Da besteht auch eine gewisse Verwandtschaft, zumindest mit dem Klingeln, Türöffnen, dann schnell den Fuß dazwischen und so weiter.

Vor allem mit den Studierenden habe ich viele Themen für mich realisiert und das ist dann eigentlich auch das, was ich am liebsten gemacht habe, diese Studienprojekte. Darum ärgere ich mich auch sehr über die sogenannte Studienreform. Reform war ja wirklich mal ein Begriff der Hoffnung und jetzt ist es ein Begriff des Desasters und man denkt bei jeder Reform, was kommt jetzt bloß? Nicht noch ein Hammer! Diese Studienprojekte über zwei oder drei Semester zu machen, das waren wirklich schöne Erlebnisse. Man hat ja auch nie genügend Zeit für alles – das muss man mal ehrlich sagen – also habe ich die Forschungsinteressen in die Projekte verlagert, zum Beispiel bei dem Projekt *Sensing the Street*. So etwas kann man aber nicht in einem Semester machen, da braucht man mehr Zeit. Projekte machen meiner Auffassung nach aber nur Sinn, wenn die Qualität so hoch ist, dass man in dem Feld mit den Profis konkurrieren kann. Denn man muss sich denen erstens als Konkurrenten stellen. Zweitens bekommst du ansonsten kein Forum. Das muss so gut sein, dass zum Beispiel die Museen selbst dahinter stehen und sagen: »Das wollen wir haben! Das ist eine Attraktion!« Studierende bringen neue Ideen mit und müssen dann aber auch die Zeit haben, das möglichst professionell umsetzen zu können. Man darf nicht den Anspruch auf Professionalität aufgeben. Das bringt gar nichts, ein Projekt so lala zu Ende zu bringen, nur damit es zu Ende geht und die Leute einen Projektschein haben. Es muss eigentlich so sein, dass die Leute am Ende sagen: »Wow, das haben Studierende gemacht!?!«

Gibt es neben der zeitlichen Komponente weitere Beobachtungen von Ihnen zum BA/MA-System? Was ist schief gelaufen und was könnte man befürworten?

Man kann zum Beispiel keine Umwege mehr gehen. Ich habe ja die Manier, in meinen Vorlesungen immer abzuweichen. Das ist natürlich auch ein Spiel, mit Ihnen und mit mir selbst, um das Ganze aufzulockern. Aber dieses Querdenken finde ich wichtig. Und deswegen versuche ich immer mal das Gegenteil von dem zu denken, um das es eigentlich geht. Der Soziologe Erving Goffman war darin Meister. Zum Beispiel sagte er, eine Prostituierte sei auch nur eine Art Verkäuferin. Und dann schaut man sich daraufhin an, was Verkäuferinnen machen, um vielleicht etwas über Prostituierte zu lernen. Ein anderes Beispiel ist die These, dass ein Ethnograph auch eine Art Spion sei. Und dann gucken wir, was macht ein Spion, wie wird ein Spion beschrieben, wie muss der vorgehen, wie wird der moralisch eingeschätzt, wofür tut er das – für eine gute Sache? Über diese Wege lernt man die eigentliche Figur zu verstehen. Dieses Denken über Umwege kann man aber nicht mit einfachen Methoden lernen. Und das ist aus meiner Sicht höchst problematisch im BA-System: Es läuft vieles auf Abfragewissen hinaus, was aber bei Methoden und Themen überhaupt nichts bringt, weil man damit nicht die Struktur selbst begreifen kann.

Man braucht ein Sensorium für die eigenen Methoden und muss ein Gefühl kriegen für Beobachtungsformen, für Gesprächsformen, bevor man solche Sachen macht. Ich habe einmal den Fehler gemacht und ein Seminar mit dem Titel Phantastik. Eine

andere *Methodenlehre* angeboten. Eigentlich sehr schön, aber plötzlich wollten alle nur noch *Phantastik* machen und sich nicht mehr um die Grundmethoden kümmern. Das ist die Gefahr, die auch beim derzeit modischen Thema *Serendipity* besteht, dem Finden von etwas, wonach man nicht gesucht hat. Man muss behutsam vermitteln, was darunter zu verstehen ist und wie man das anwenden kann. Ansonsten denken Studierende, sie können jetzt hier rumsitzen und auf den Zufall warten. Auch bei Interesse an ungewöhnlichen Sachen muss man das Handwerkszeug kennen. Erst dann kann man anfangen zu »spinnen«.

Das sind Punkte, die Fächer wie das unsere zu etwas Besonderem machen. Deswegen finde ich, sind wir von der sogenannten Reform am meisten betroffen. Unsere Stärken waren immer die Projekte und die Fähigkeit, Felder zu erschließen, die die anderen nicht beachten. Andere Kulturwissenschaften können da nicht mithalten. Die sind thematisch und inhaltlich leer, außer wenn es um die ganz großen Entwürfe geht. Wenn es aber ins Detail geht, dann ist es katastrophal, weil sie sich nie um Empirie gekümmert haben. Deshalb fühle ich mich in unserem Fach auch zuhause, genau da, wo ich immer hinwollte. Durch die sogenannte Reform ist es aber ein Stück weit kaputt gemacht worden.

Anschließend an das, was Sie als Besonderheit des Fachs beschreiben: Gibt es Forschungsfelder, in denen wir uns Ihrer Meinung nach stärker einbringen sollten?

Ich habe es schon öfters betont: Es gibt viel zu wenige empirische bzw. ethnographische Untersuchungen zu bestimmten großen Behauptungen darüber, wie wir heute sind und leben. Ein Beispiel ist die Rede von der Mobilität und der Flexibilität, die unsere postmoderne Gesellschaft ausmachen sollen. Wie leben die Menschen eigentlich damit? Sind sie tatsächlich so mobil und wenn ja, ist das eine Zwangsmobilität oder freuen sie sich darüber, dass sie jetzt endlich mobil sein können? Sind diese Vorstellungen, alle müssen mobil und flexibel sein, tatsächlich alternativlos? Bei der Mobilität hat sich bereits gezeigt, dass dies so nicht zutrifft. Es gibt viele Leute, die pendeln, aber das heißt nicht, dass man nicht mehr ortsorientiert ist. Auch diese große Behauptung der Ortlosigkeit trifft meiner Meinung nach nicht zu. Die Notwendigkeit, sich zu verorten, um ein befriedigendes Leben zu führen, ist ja auch ein zentrales Thema der Stadtforschung. Jemand, der tatsächlich ortlos ist, der hat nur sehr flüchtige menschliche Bezüge. Aber vielleicht liegt darin auch der Sinn: eine Art und Weise der Lebensführung zu propagieren, die keine tieferen Beziehungen mehr zulässt. Ich denke, dass sich derzeit kein anderes kultur- und sozialwissenschaftliches Fach um solche Fragen auf empirisch-ethnographischer Basis kümmert. Vielleicht ist es inzwischen sogar so, dass solchen Fragen eher in Großunternehmen und zwar durchaus mit ethnographischen Mitteln nachgegangen wird. In Unternehmen gibt es zwar noch eigene Abteilungen, die mit quantitativen Daten arbeiten, aber auch die sind zunehmend an qualitativen Studien interessiert, mittlerweile sogar an ethnographischen Studien vor Ort. Nur die Politik setzt noch auf den Zahlenzauber.

Keine große Firma ohne Ethnograph?

Es sieht auf Dauer so aus! Ich möchte keinen da hinschicken. Dennoch ist es eine neue Berufsperspektive, das muss man anerkennen. Ich fühle mich nicht in der Situation zu zensieren und zu sagen: »Da darfst du hin und da nicht.« Das wäre ja ungeheuerlich. Wenn jemand sich dazu berufen fühlt und dort auch ein angemessenes Honorar beziehen kann, dann ist das für mich eine selbstverständliche Angelegenheit. Es hat sich alles so vermenget – ob man als Kulturwissenschaftler/in an der Uni oder in der Werbung landet, das ist ja manchmal nur noch dem Zufall geschuldet oder es handelt sich um Phasen einer Biographie.

Was nehmen Sie persönlich aus Ihrer Zeit am Hamburger Institut mit?

Ich habe mich sehr wohl gefühlt. Das ist nicht mehr von vornherein anzunehmen – auch nicht mehr in unserem Fach. Früher gab es ja fast eine Garantie, dass man sich in der Volkskunde – oder wie der entsprechende Name des Faches auch ist – im weitesten Sinne doch wie zu Hause fühlen konnte. Ich bin hier von den Studierenden unglaublich herzlich aufgenommen worden, die neugierig darauf waren, was der alte Mann hier will – ja, das war schön. Inhaltlich habe ich bei den Präsentationen der Studierenden festgestellt, dass hier in Hamburg der Technikscherpunkt ganz stark ausgebildet ist. Das war für mich in dieser Prägung neu, in Berlin liegen die Schwerpunkte ja stärker auf Medizinanthropologie und Migration. Es fällt mir auch schwer, Abschied zu nehmen, es war schön, dienstags morgens hier anzukommen und freundliche Gesichter vorzufinden.

Welches Thema würde Sie jetzt gern noch in Angriff nehmen?

Ich weiß nicht, ich habe ja jetzt ein gewisses Alter und da weiß man, man soll nicht mehr so große Pläne machen. Eigentlich ist noch der große Wurf an der Reihe, aber ob der noch kommt, weiß ich nicht. Was immer noch fehlt, das ist eine Anthropologie der Stadt im Sinne einer *Anthropology of the City*, die Ulf Hannerz einmal angemahnt hat.

Wir sind gespannt auf den großen Wurf und danken für das Gespräch!

¹ Nachträgliche Anmerkung: Ein lesenswerter Text zum Thema ist der Essay von *Billy Ehn/Orvar Löfgren: Ethnography in the Marketplace*. In: *Culture Unbound* 1 (2009), S. 31–49.